Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 221 (1948)

Artikel: Das Vaterhaus
Autor: Schmid-Marti, Frieda
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-657909

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Vaterhaus

Von Frieda Schmid-Marti

Jakob Wiesmann saß beim Morgenkaffee, als Meyi, die alte Haushälterin, mit der Neuigkeit in die Stube platzte:

„Habt Ihr's gehört, Herr Wiesmann? Jetzt gilt's Ernst drüben im Haus. Der Handel sei abgeschlossen."

Jakob Wiesmann stellte die Tasse, aus der er eben getrunken, auf den Tisch. Die Hand zitterte. Der Atem versagte, alles Blut drang ihm zum Herzen.

Er würgte an dem Bissen im Munde, griff nochmals zur Tasse, trank und stellte sie wieder hin. Er nahm einen Anlauf und versuchte, zu scherzen:

„Kaum, Meyi! So schnell schießen die Preußen nicht. So bald willigt meine Schwester nicht ein."

Meyi begann zu jammern:

„Ach, Herr Wiesmann, was hat eine Frau in einem solchen Fall zu sagen? Wenn ein Mann sich so etwas in den Kopf setzt, zwängt er's durch." —

„Von wem hast du's, Meyi?"

„Der Christeli sagte es drüben am Brunnen. Der Notar komme am Nachmittag. Es gehe dem Neuen auf den 1. April an..."

Jakob Wiesmann schiebt sein Röstiplättli zurück und stützt den Kopf in die Hände. Die Rösti erkaltet auf dem Teller und bleibt unberührt.

Wie Pfeile bohrten Meyis Worte in seiner aufgeschreckten Seele. Er steht auf, verläßt die Küche, geht in die Stube und stellt sich ans Fenster. Dort versucht er, sein erschrockenes Herz zur Ruhe zu zwingen. Aber unerbittlich bleibt er seinen Empfindungen ausgeliefert. Von innen heraus beginnt er zu frieren... Hinter dem Vorhang, halb versteckt, schaut er hinüber nach dem Hause der Schwester, das einst ihrer beider Vaterhaus war. Und jetzt sollte es mit Pflichten und Rechten in wenigen Stunden an einen neuen Besitzer übergehen? —

Mit schrecklicher Plötzlichkeit fiel tiefe Traurigkeit über ihn. Unentwegt starrte er hinüber nach dem Haus. (Im Rundbogen stand die Jahrzahl 1835 eingeschnitzt. Aber die Wiesmanns saßen drüben viel länger auf Grund und Boden.)

Ja, da lag das weiße, altväterische Haus hinter dem wohlbehüteten Garten, der sommerlang in seine runden, buchsgefaßten Beetlein den bunten Flor der Blumen zwang. Vom Frühling bis zum Herbst wechselten die Rabatten Farben — Düfte — Töne. Schon jetzt begann das Blühen. Unter dem letzten Schnee hervor guckten die ersten Schneeglöcklein und Leberblümchen.

Die Mutter hatte einst die Frühlingsboten hier in die Erde gesenkt. Ihre Hand grüßte, ihr Wesen erstand, wenn die Blumen aufwachten.

Der Garten lag in heller Sonne. Licht überall, flutende Wärme und lustiges Vogelgezirp in der knospenden Natur.

Auf dem Hofplatz lag der Hund, auf der Hausschwelle sonnte sich die Katze. Hühner gackerten, Tauben gurrten auf dem Dach. —

Kein Mensch war draußen zu sehen, die Haustüre kalt und abweisend geschlossen. Der Schwager war am Morgen auf einen Viehmarkt gefahren. Die Schwester mochte irgendwo im Hause ihren Pflichten nachgehen, ging ihm, dem Bruder, vielleicht absichtlich aus dem Wege... Wer konnte es wissen?

Wiesmann atmete zitternd auf. Sein Gesicht war blaß, wie von tiefem Leiden entstellt. — Das Elternhaus war seit der Verheiratung der Schwester käuflich an ihren Mann übergegangen. Damals, als die Eltern so rasch nacheinander starben und die einzige Schwester, an der Wiesmann mit großer Liebe hing, verwaist dastand, empfand er die Heirat und den Einzug des Schwagers als glückliche Lösung einer schwierigen Frage.

Der Vater hatte noch in voller Rüstigkeit im bäuerlichen Beruf gestanden, als er, der einzige Sohn, seiner Neigung folgend, den Lehrerberuf wählte.

Nach der Ausbildungszeit rief ihn das Heimatdorf. Das war für Wiesmann mehr Glück, als er je zu hoffen gewagt. Die Welt der Jugend rief ihn. Das war entscheidend für seine Lebensrichtung.

Nun blieb er diesen Menschen, dieser einfachen Landschaft treu zugetan. Er verstand sie, hatte sie schon in der Kindheit erhorcht, das erlauscht, was hinter ihr lag, was nicht Worte besagen und Lieder besingen. —

Sie war in ihn eingegangen. Er wurde Heimatmensch und eins mit dieser Erde, den Menschen und ihren wechselnden Geschicken.

Die Stätte seiner Kindheit begann auch sein Wirken zu formen. Er empfand sie als seinem Wesen zugehörig, verspürte sie als geheimnisvolle Notwendigkeit. Der Zufall fügte es, daß bei seinem Amtsantritt gegenüber dem Elternhaus ein alter Wohnstock leer stand. Er erwarb ihn und zog mit einer Haushälterin bald darauf dort ein. —

Von hier aus hörte er die Stimme des alten Hauses. Lebensatem wehte von dort herüber. Es war noch immer sein Haus, auch wenn es lange nicht mehr ihm gehörte. Er mußte ihm die Treue halten, und niemand vermochte ihn mit seinen tiefsten Wurzeln aus dem Vaterhaus zu reißen.

Selbst seine Erzieherarbeit ging durch den Atem dieses Hauses, das ihm seelische Landschaft und Ansporn seiner Kräfte blieb. —

*

Im vergangenen Herbst war es gewesen, da hatte Wiesmann einmal an einem Sonntag drüben, bei Schwester und Schwager, auf der Laube gesessen. Man redete über Zeitläufe und wechselnde Lebensformen.

Wiesmann hütete sich im Beisein des Schwagers, seine Meinung frei herauszusagen. Eine unerklärliche Scheu hielt ihn stets davor zurück. Er scheute sich, die heimlichen Freuden und Leiden seines Lebens zu offenbaren, weil immer bald im Gesicht des Schwagers der Ausdruck eines Richters wahrzunehmen war. Gewitzigt durch mancherlei trübe Erfahrung, begann Wiesmann, seine Worte streng zu überwachen. Dabei wurde es oft ein ungemütliches Beisammensein. Die freie Rede fehlte, aber der Schwester zuliebe ging Wiesmann immer wieder hinüber. Ohne je darüber zu reden, spürten sie beide, wie nötig sie sich hatten. — Mit Worten konnten Wiesmann und der Schwager aber nie zueinander gelangen. In ihrer beider Wesen lag zu viel Verschiedenheit.

Auch diesmal waren ihre Meinungen auseinandergefallen. Ein Unbehagen beschlich Wiesmann, ein Unwertgefühl. In Gegenwart des Schwagers verspürte er quälend das Versagen aller Kräfte...

Der andere war nicht so seßhaft wie er. Schien immer in rastlosem Wachsein gespannt auf Neues, Unbekanntes, weshalb sich Wiesmann in der Nähe dieses praktischen, festgefügten Menschen klein und unfrei fühlte. So zog er sich innerlich in die tiefste Verborgenheit seines Wesens zurück.

Er spürte auch wohl die leichte, unausgesprochene Verachtung, die jener ihm für seine — wie ihm scheinen mochte — unmännliche Haltung zollte. —

Im Grunde war es nichts, das sie sich gegenseitig vorzuwerfen hatten, aber es gab zwischen ihnen nichts Gemeinsames.

Karl Häusler blieb in seinen Forderungen streng, unnahbar.

Manchmal drohte der Verkehr ganz einzuschlafen. Aber Jakob Wiesmann hielt alsdann das böse Schweigen nicht aus und suchte immer wieder einen Weg, worauf sie sich begegnen konnten, der Schwester zuliebe, die doch seines Blutes war und die er früher durch und durch zu kennen geglaubt hatte. —

*

Es wurde Mittag. Jakob Wiesmann hatte seinen Blick nicht vom Fenster gelöst. Meyi, die getreue Fürsorgerin, rief zum Essen. Er rührte sich nicht.

„Apah! Ihr müßt es nicht so zu Herzen nehmen, Herr Wiesmann", schalt sie ihn, „das ist der Welt Lauf. Hab und Gut fällt von einer Hand in die andere. Nichts hat Bestand. Ihr hättet das Bauernhandwerk lernen, eine Frau nehmen, Kinder zeugen sollen. Jetzt säßet ihr drüben und müßtet nicht zusehen, wie ein Fremder die Hand über alles schlägt." —

Ja, Meyi hatte recht. So war es. Warum war er seiner Neigung gefolgt? Aber war der Erdhunger nicht erst aus der Erkenntnis der großen Weltödigkeit gewachsen? War es nicht Gnade, den Kindern die wahren Werte des Daseins nahezubringen? — Der Nachmittag sah Wiesmann wieder untätig am Fenster. Den Kopf in die Hände vergraben, sann er vor sich hin und vernahm mit überwachem Ohr doch alles, was

drüben vorging. Er mußte sich Zwang antun, um nicht aus dem Haus zu stürzen, die Schwester zu suchen und sie zu fragen:

„Warum lässest du das geschehen, du?... Wuchsest du so aus deiner Welt heraus, daß du die Heimat leichten Herzens opfern kannst?... Dann bist du nicht meine Schwester.“ — — — —

Und doch ging er nicht, litt und blieb und saß am Fenster... Was wußte er, wie es in der Schwester aussah?

Auf einmal wollte es ihn bedünken, daß sie ihn in der letzten Zeit gemieden. Oder war es Zufall, daß er sie in den letzten Tagen nicht gesehen, nicht gesprochen hatte? Vorgestern, als sie im Garten die Tannenzweige von den Beeten gehoben und er an der Hecke vorbeigegangen, wie hatte sie sich jäh aufgerichtet und war davongestürzt, ins Haus... wie flüchtend...

*

Der Schwager kehrte mit dem Fuhrwerk heim. Ein Mann saß neben ihm auf dem Wagen. Er trug einen Kneifer und hatte, als er ins Haus trat, eine gelbe Ledermappe unterm Arm.

Es war der Notar. Die beiden Männer verschwanden im Haus.

Ein wenig später hielt wieder ein Fuhrwerk. Ein Mann stieg ab, übergab das Gefährt dem Knecht, blieb stehen und besah sich die Umgebung. —

Das war der Neue! — Der Schwager trat unter die Haustüre, hieß ihn willkommen und führte ihn ins Haus. Jung und federnd schritt er über die Schwelle. — Das Rad rollte weiter. Er, Wiesmann, konnte ihm nicht mehr in die Speichen greifen...

Ein Wunsch sprang auf in ihm:

Daß er sich fortheben könnte aus Raum und Umgebung. Aber gerade Raum und Umgebung hielten ihn fest wie in Ketten. Das war die Prüfung! Er konnte seinem Schicksal nicht entrinnen.

Er erlebte die Dinge wie ein Fremder, der schon lange nicht mehr dazu gehörte, und doch war sein Herz erst jetzt ganz hineingerissen in das leidvolle Geschehen. Das Bild seines Vaterhauses sank ihm ins innerste Herz. —

Kunsttöpfer im Tessin

Die Dämmerung sank. Als es dunkler wurde, griff die Bangigkeit seiner Seele um sich. Er fühlte keine Lust, mit sich allein zu sein und trat ins Freie. Der Himmel wölbte sich hoch und sternenhell. In den Bäumen rauschte es leise.

Wo mochte die Schwester sein? Mit keinem Blick hatte er sie gesehen. — Er durchquerte die Hofstatt mit suchendem Blick, schlich am verschlossenen Stall vorbei, horchte in die Tenne. Dann bog er um die Scheuer und lehnte eine Weile am alten Birnbaum.

Die Stube war hell erleuchtet, aber die dicht

geschlossenen Vorhänge ließen das Licht nur gedämpft in die Nacht dringen.

Man vernahm Reden und leises Gläserklingen...

Wiederum blätterte Wiesmann das Buch der Jugend auf, schloß die Augen und dachte an die Schwester. —

Er ließ die Bilder vorüberziehen. Gebieterisch rührte die Vergangenheit ihn an... Lind atmete die Nacht um das alte Haus. Im dunklen Gebälk krachte es. Ringsum aber waltete Stille und Schweigsamkeit. Nur der nahe Bach, von der raschen Schneeschmelze geschwellt, gluckste.

Der einsame Mann atmete tief die erdduftende, kühle Märzluft ein. — Er öffnete behutsam das schwere Einfahrtstor und schlüpfte hinein. Er sog den herben Ruch des klein gewordenen Heustockes ein und ließ sich auf eine Strohbürde nieder. Kleine Geräusche, vertraute Geräusche umgaben ihn: Ein Schaf blökte, eine Kuh rasselte an der Kette. Der Hund gähnte jaulend, das Pferd scharrte. Alle diese Laute berührten das Herz des Lauschenden.

Auf einmal vernahm er Stimmengewirr, Schritte. Die Stalltüre wurde geöffnet, ein Pferd herausgeführt, angespannt.

Der Schwager sagte:

„Es bleibt bei der Abmachung?"

Eine tiefe Stimme antwortete:

„Es bleibt dabei!" „Glück auf ins Haus!" ... sagte der Schwager...

„Es wird auch allerhand zu uns kommen, und der Anfang ist nicht leicht..." gab die junge, fremde Stimme zurück.

Jemand stieg auf das Fuhrwerk. Das Pferd scharrte. Der Hund an der Kette winselte und begann zu bellen.

Jetzt ließ sich der Notar vernehmen:

„Das Doppel fertige ich bis nächste Woche." Und zum Neuen:

„Guten Anfang!" — Leichte Schritte entfernten sich. Ein Wagen fuhr davon. Der Schwager trat ins Haus zurück und schloß die Türe. —

Von Marie hatte er nichts vernommen. Keinen Schritt. — Seine Augen bohrten in die Finsternis. Auf einmal vernahm sein hellhöriges Ohr einen schwachen Laut, der wie unterdrücktes Schluchzen klang. Er wandte sich nach der Richtung, aus der das Geräusch kam, aber die Dunkelheit war zu groß, als daß er etwas hätte unterscheiden können.

Er suchte nach der Taschenlampe, ließ sie aufflammen und nahm in der schwachen Helle eine Gestalt wahr, die nicht weit von ihm, zusammengesunken, am Gebälk lehnte. Es war die Schwester. —

Wiesmann erhob sich und ging zu ihr hinüber. Stumm blieb er vor ihr stehen. Er schwieg und sah auf sie nieder. Im kleinen Licht der Lampe sah er, daß die Augen der Schwester in aufstürzenden Tränen ertranken.

Also doch! auch hier wurde gelitten...

„Marie", sagte er leise. Sie nickte nur, hob die Hand und ließ sie kraftlos wieder sinken.

„Du bist auch hier, Jakob... hier? Auf der Flucht vor dem, was geschieht...!" Sie sah von der Seite in sein Gesicht und sah, daß es blaß war, vom tiefen Kummer wie entstellt.

„Mußte das geschehen, Marie?... Vermochte deine Fürsprache nichts bei deinem Mann?..."

„Bruder, mach es mir nicht noch schwerer", sagte sie gequält. Ein Zucken lief über ihr Gesicht. „Es ist, wie es ist! Mein Bitten war vergeblich... Jetzt ist nichts mehr zu ändern..."

Sie begann schwer zu atmen.

Wiesmann bewegte sich auf die Schwester zu und machte eine hilflose Gebärde, als taste er nach ihrer Hand.

Da spürte er in der Dunkelheit eine kalte Hand die seine streifen und sich zitternd in seine Rechte schmiegen.

Er umschloß die hilflose Hand mit festem Druck. — Aus dieser Gebärde floß Trost und Erquickung für beide.

Sie mühten sich auch, Worte zu machen, aber die halfen nicht weiter auf dem schweren Weg. Wiesmann erkannte allein in den stummen Tränen und dem Händedruck der Schwester das Gelöbnis treuer Gesinnung. —

Auf einmal brach der Mond durch schweres Gewölk. Durch eine Luke stahl sich sein weißes Licht und lag auf dem Gesicht der Schwester, in das Leid und Kummer tiefe Furchen gegraben.

Wiesmann war so übernommen, daß er seinen Blick kaum von ihren Augen zu lösen vermochte. — Eine Weile standen sie aneinander

gelehnt und staunten wortlos ins Dunkel. Sie fühlten erst jetzt ganz den Sinn dieser Stunde. —

Lastende Stille verschlang die Nacht. Keines fand mehr Worte und doch vernahmen sie beide, über Erleben und Erleiden hinweg, die Urstimmen ihrer gemeinsamen Kindheit.

Gewaltig redete sie zu ihnen, in die Armut und Qual dieser Stunde. In der Tiefe ihres gemeinsamen Kummers waren sie zueinander geflohen und fanden Trost, eines in der Gegenwart des andern.

Erinnerungen erhoben sich sieghaft über eine lange, lange Zeit, da sie sich voneinander gelöst und jedes seiner Wege gegangen war. Die Urgründe ihres wahren Seins öffneten sich und ließen Begrabenes frei. —

Wiesmann streichelte der Schwester die Hände:

„Fasse dich, Marie, wir können jetzt alles verlieren, was unsere Kindheit umgab, aber die Liebe eines zum andern kann uns niemand nehmen. Vergiß das nicht..." Sie nickte. „Du hast recht", sagte sie, „aber wie weit alles ist..."

„Das schon, und doch: mögen wir durch unsere Lebensräume durch Ort und Zeit voneinander getrennt sein, wir werden eines das andere zu finden wissen... Und jetzt: gute Nacht, Marie! Geh zu Bett! — Dieser Schicksalsschlag hat nur den äußeren Rahmen unseres Daseins gesprengt, nicht Marie?" —

Sie nickte noch einmal.

Er winkte ihr zu und verließ die Scheune. Behutsam schloß er das Tor. — Und schloß auch das Türlein über der Truhe seiner Kindheitserinnerungen. — Auf dem neuen Wege durften sie ihre Macht nicht entfalten, sonst — das fühlte Jakob Wiesmann — war er verloren...

Einleuchtend. Als man einen Appenzeller fragte, woher es wohl komme, daß die Welt immer schlimmer werde, sagte er: „'s häßt jo alewyle-n-i de Lychepredigt, es teuid all gad die beste sterbe."

Entgegenkommend

„Ich liebe Ihre Tochter und kann ohne sie nicht leben."

„Ich bin bereit, die Begräbniskosten zu übernehmen."

Ein guter Handel

Von Charlotte Garbani

In M..., in der Nähe Luganos, lacht man noch heute darüber.

Erschien da an einem schönen Märznachmittag beim Bauer Michele, der etwas außerhalb der Ortschaft wohnte, ein blasser, netter junger Mann, der ihn vertraulich-tragisch begrüßte: „Buon giorno, signor Michele, Sie sind meine letzte Hoffnung!" Worauf er sein trauriges Schicksal zu erzählen begann, das den gramvollen Ausdruck seines Gesichtes vollauf rechtfertigte: Er befände sich auf der Durchreise nach Ungarn, wo er seine Frau todkrank zurückgelassen habe. Aus Arbeitsmangel habe er vor einem Jahr Italien verlassen und sei mit seiner Frau nach Ungarn gezogen, wo er bessere Verdienstmöglichkeiten hoffte. Sein einziges Kind, das Licht seiner Augen, hätten sie jedoch bei den Großeltern zurückgelassen. „Erst schien uns das Glück hold zu sein", erzählte er: „Ich brachte mich in Ungarn ordentlich durch und hoffte, auch bald das Kind zu uns zurückzuholen. Dann aber brach das schwarze Unglück herein; meine geliebte Frau wurde hoffnungslos krank. Ihr einziger Wunsch war, noch einmal das Kind zu sehen." Somit habe er — der Ehemann — sich trotz der großen Unkosten auf den Weg gemacht, sei nach Italien gefahren und habe das Kind geholt, um es zum letzten Abschied in die Mutterarme zu führen. Doch noch einmal habe er einen harten Schlag empfangen, in der Schweiz sei ihm auch das Kind erkrankt, und ein längerer Spitalaufenthalt habe ein tiefes Loch in seinen ohnehin schon mageren Geldbeutel gefressen. Durch Gottes Gnade und durch gütige Menschen hätte er die Kosten für das Kind bezahlen können, doch sei er gezwungen — um weiterreisen zu können — einen Teil seiner Habe zu verkaufen. „Und das wäre?" frug der etwas geizige, mißtrauische Michele. „Un momento, nur einen Augenblick, signor Michele!" Damit eilte der Fremde zum Eingangsmäuerchen zurück und holte aus dem Schatten ein Paar schöne, hohe, gelbe Stiefel. „Meine guten ungarischen Stiefel!" seufzte er, „wunderbares Leder und noch wie neu. Ein guter Herr in Lugano gab mir diese",